

Dr. Georg Schreiber

Medienpreis

zur Förderung des journalistischen
Nachwuchses

2020



Süddeutsche Zeitung

Marlene Knobloch

„Vergiss es“

Süddeutsche Zeitung

22. Dezember 2020

Vergiss es

(erschienen am 22. Dezember 2020 auf der Seite Drei der Süddeutschen Zeitung)

Es heißt ja immer, dass Menschen in Altenheimen gerade vereinsamen. Aber zu vielen ist auch vor Corona niemand gekommen. Von der Heilkraft cremiger Geschenke und der Gnade, sich nicht an alles zu erinnern

Seit zehn Monaten war Frau Murke nicht mehr draußen. Jeden Tag schiebt sie ihren Rollator durchs Erdgeschoss, den „Stadtpark Pasing“, in den Wohnbereich eins, den „Schlosspark Nymphenburg“. Im echten Schlosspark, der nicht weit von hier ist, war sie mindestens seit März nicht mehr, vielleicht auch länger. Jeden Tag zieht sie den getigerten Rollkragenpulli und die Weste mit den Lederfransen an, sie liest in den Zeitungen und hört in den Nachrichten von „dieser Pandemie“, wie sie sie nennt. Als sei diese Pandemie etwas, das sie überhaupt nichts angeht.

Sie sah nicht, wie auf dem Gehweg draußen Eltern ihren Kindern den Mundschutz zurechtzupften, wie sich die Schlangen an den Supermarktkassen bis zum Tiefkühlregal dehnten, wie die Bäume vor dem Schloss Nymphenburg blühten, die Fontäne im Park zu sprudeln begann, und es Frühling wurde im Jahr 2020. Sie sah nicht, wie die Eisdielen öffneten, die Münchner ihren Weißwein in der Sonne schwenkten, wie die Cafés wieder schlossen, die Blumen verwelkten, der Brunnen ausgeschaltet wurde, wie auch der Italiener um die Ecke wieder zuspernte und trotzdem eine Lichterkette über die Buchstaben „Ristorante“ wickelte. Das alles zog an Frau Murke vorbei. Sie ist 87 Jahre alt, Risikogruppe. Um sie herum tobte der Sturm, ausgerechnet um sie, die kaum Besuch bekommt, um sie, die als Erstes geimpft werden soll. Frau Murke sagt: „Jetzt gehe ich halt nicht mehr einkaufen“, und wie lange dieses „jetzt“ schon dauert, weiß sie nicht.

Ausflüge machen die Pfleger seit Corona nicht mehr. Und Besuch bekommt sie nur selten. Für Frau Murke hat sich vielleicht am wenigsten verändert während dieser Pandemie. Es gibt kein „vor Corona“ und „nach Corona“, kein „vor dem Besuchsverbot“ und „nach dem Besuchsverbot“. Fast könnte Frau Murke die restliche Welt hier am Rand der Stadt vergessen. Aber die Welt vergisst sie nicht. Na ja, nicht immer.

Die Alten- und Pflegeheime sind zum Brennglas der Pandemie geworden. Gerade vor Weihnachten toben die Diskussionen um Besuchsmöglichkeiten. Manche Heime machen wegen der hohen Infektionszahlen komplett dicht. Der Theologe Heinrich Bedford-Strohm warnt vor der Vereinsamung der Alten. Die Münchner Seelsorgerin Edith Öxler sagt: „Die Menschen verkümmern, wenn keine Besucher mehr in die Heime dürfen.“ Die Einrichtungen wiederum schimpfen über zu wenig Unterstützung für die Schnelltests. Die bayerische Gesundheitsministerin Melanie Huml ruft nach Hilfe, alle Pflegefachkräfte, die nicht ohnehin schon arbeiten, sollen sich freiwillig melden. Der deutsche Fachkräftemarkt sagt, die gibt es nicht. Die Laimer Heimleiterin Sabina Endter-Navratil bestätigt das, es

fehle an Personal für die Schnelltests, für die Koordinierung, für die Hygienekonzepte. Und jetzt kommen noch die komplizierten Adventsfeiern dazu.

Und Frau Murke sitzt im Zentrum dieses Corona-Strudels und will vor allem eines nicht: dass vor Heiligabend ihr liebstes Weihnachtslied gespielt wird. „Stille Nacht ist das Nonplusultra. Das gehört zum 24. Dezember.“

Frau Murke, die eigentlich einen anderen Namen hat, kommt „aus Schlesien, aus Breslau“. Den Vater meldete die Mutter als gefallen, als er nach Kriegsende vermisst blieb. Sie flohen nach „Chemnitz, Karl-Marx-Stadt“, dort lernte sie ihren Mann kennen, und kurz vor dem Mauerbau gingen sie, „wie man so schön sagt“, diese Floskel stellt sie immer vor die Himmelsrichtung, „in den Westen“. Kinder hat sie keine, und da spricht sie immer das „leider“ mit. Auf Frau Murkes Zeitstrahl gibt es keinen ersten und keinen zweiten Lockdown. Seit einer unbestimmten Weile geht sie nicht mehr einkaufen. Seit einer unbestimmten Weile tragen die Pflegerinnen und Pfleger diese Masken. Seit einer unbestimmten Weile gibt es da „diese Pandemie“. Frau Murke ist dement, wie etwa zwei Drittel aller Seniorenheimbewohner in Deutschland. Sie fragt, ob das Virus wirklich so gefährlich ist, und sagt dann: „Ja, es drückt schon auf die Stimmung.“

Frau Murke zählt zur „hoch vulnerablen“ Gruppe, wie die Leute um sie herum gerade ihr hohes Sterblichkeitsrisiko latinisieren. Sie ist einer der Menschen, deretwegen Boris Palmer im Frühling Ärger bekam, nachdem er gesagt hatte, dass sie „aufgrund ihres Alters und ihrer Vorerkrankungen“ in einem halben Jahr sowieso tot wären. Und diese alte Debatte zündelt ein bisschen mit bei der neuesten um die „Triage“. Wieder so ein Wort, wie „Aerosole“, und wie kein anderes drückt es den Schock und die Hilflosigkeit in der Pandemie aus. Auch und gerade in Deutschland, das vom Vorbild zum Krisengebiet wurde.

Frau Murke zählt nicht nur zur „vulnerablen Gruppe“. Sie zählt auch zu einer anderen Gruppe, über die kaum jemand redet. Zu dem Drittel der Heimbewohner in München, die kaum mehr Besuch bekommen. Auf den penibel geführten Besucherlisten tauchten viele Seniorinnen und Senioren überhaupt nie auf. Für sie trug niemand Name, Telefonnummer und Körpertemperatur in eine Liste ein. Für sie organisierte niemand einen Schnelltest, eine FFP2-Maske. Während das Land über Plexiglasscheiben und Besuchszeiten diskutierte, sprach kaum jemand über jene, die das alles nicht brauchen. Im Pflegeheim in Laim sind es zwanzig. Zwanzig Menschen, die keinen Besuch bekommen und von dem Sturm da draußen kaum etwas mitkriegen.

Ob Besucher reindürfen, ob genug Schnelltests da sind, all das spielt keine Rolle für sie. Sie waren vor der Seuche allein und sie sind es immer noch. Hat sich für sie überhaupt etwas verändert?

In einer Zeit, in der die Menschen stündlich aufs Kalenderblatt starren, in der das vermeintliche Lockdown-Ende, der 10. Januar, in ferner Zukunft liegt, in der sich die

Wochen bis dahin schier endlos dehnen – kann man da von einer Gnade des Vergessens sprechen?

Verallgemeinern lässt sich bei Demenzkranken nichts. Eine Studie, die verschiedene Einrichtungen während der Pandemie begleitete, fand genau das bestätigt: Einige Demenzkranke kamen besser mit der Isolation zurecht, die Struktur und Ruhe, die einkehrten, wirkten sich sogar positiv aus. Andere aber litten sehr an dem fehlenden Besuch, an der Abschottung. Der Medizinethiker Jochen Vollmann sagt: „Vieles, was bei der Betreuung von Menschen mit Demenz wichtig ist, In-den-Arm-Nehmen, Bewegung, Nach-draußen-Gehen, fiel plötzlich weg.“

Während Corona jede Titelseite füllt, die drei Silben durch jeden Smalltalk geistern und das Virus zum Protagonisten des Jahres 2020 wurde, schleicht es auf den Gängen des Laimer Demenzzentrums eher im Hintergrund herum. Was nicht bedeutet, dass es unbemerkt bleibt. „Demenzkranken haben einen siebten Sinn für Gefühle. Wenn jemand Angst hat oder gestresst ist, das Pflegepersonal sich Sorgen macht, spüren sie das“, sagt die Seelsorgerin Edith Öxler, die während des ersten Lockdowns den Senioren nur noch durch die Scheiben winken konnte.

Frau Murke hört schlecht, wie auch einige andere Bewohner im Heim. Sie behelfen sich sonst immer damit, von den Lippen abzulesen. Die verschwanden aber hinter den Masken der Pfleger, zusammen mit dem Lächeln. Im März mahnte Daniela Sterler, die Betreuungsleiterin des Heims, alle Pfleger zum Abstand. 1,5 Meter, wie überall. Aber als sie aus dem Besprechungsraum kam, lief die komplizierte Realität auf sie zu. Eine Seniorin schlang die Arme um sie. „Ich konnte ihr nicht sagen, dass ich sie jetzt nicht mehr berühren darf“, sagt Sterler. Wie soll man das erklären, jeden Tag aufs Neue? Das mit den Masken, das mit dem Einkaufen. Das mit der Risikogruppe.

Für viele Bewohner hier findet das Leben seit Beginn der Pandemie in den drei Hausnummern 367 bis 369 statt. Auch am dritten Advent. Da saß Frau Murke mit neun anderen zusammen bei Punsch und Plätzchen im ersten Stock, die großen Feiern gibt es nicht mehr. Aber Frau Murke durfte singen, und das ist mehr, als viele andere Altenheimbewohner in Deutschland gerade dürfen. In manchen können die Senioren das „O du fröhliche“ nur noch summen, der Aerosole wegen. In manchen Heimen sitzen die Senioren alleine auf ihren Zimmern, isoliert, weil auf den Fluren das Virus lauert. Das Essen stellen die Pfleger in Schutzanzügen vor die Tür.

25 Tote in einem Seniorenheim im Landkreis Dachau, 30 Infizierte nach einer Nikolausfeier in einem Ort namens Hürtgenwald-Vossenack, im bayerischen Großwallstadt haben sich 39 von 41 Heimbewohnern infiziert. Etwa ein Viertel aller deutschen Pflegeheime ist von Corona-Ausbrüchen betroffen. In Berlin ist mehr als jeder zweite Corona-Tote ein Pflegeheimbewohner, in Schleswig-Holstein waren es während der vergangenen drei Monate sogar fast 89 Prozent.

Elf DIN-A4-Zettel kleben an der Glasfassade des Pflegeheims in Laim. Alle elf warnen, bitten um Verständnis, weisen auf Hygieneregeln hin, erklären, was nicht mehr möglich ist, und auch, warum niemand ohne Anmeldung mehr in das Heim reinkommt. Durch die zettelfreien Stellen kann man sehen, wie Frau Murke ihren Rollator an dem dicken Weihnachtsmann und den zwei Desinfektionsmittelspendern vorbeischiebt. Sie hat die Nägel rostbraun lackiert, das machen die „Praktikantinnen“ hier so schön. Ihr Äußeres war ihr immer wichtig, vielleicht passt deswegen der goldene Ring an ihrem Finger farblich auch genau zum Brillenrahmen.

Frau Murke kann sich nicht genau an die vergangenen Weihnachtsfeste erinnern, sie weiß nur, dass sie jetzt nicht mehr in die Kaufhäuser geht, die hätten es zu Weihnachten auch immer „recht nett“ gemacht. Sie kann von ihrer alten Wohnung erzählen, von ihrem Beruf als Postsekretärin. Sie kann erzählen, dass sie 1933 geboren ist, und dann rechnet sie kurz nach, „67, 77... 87 bin ich“. Sie kann erzählen, dass sie noch mindestens 90 Jahre alt werden will, „und dann reden wir weiter“. Wovon sie nicht mehr erzählen kann: vom Schlaganfall. Vom Italienischkurs, in dem sie plötzlich verwirrt war. Vom Notarzt, den die Kursteilnehmer riefen, als sie nicht mehr ansprechbar war. Vom Krankenhaus, in dem sie randalierte. Davon, dass sie sich nicht mehr alleine anziehen konnte zu Hause, kann nur ihre Nichte erzählen, die sie schließlich in das Pflegeheim hier in Laim brachte. In Frau Murkes Erinnerung gibt es keinen Schlaganfall. Es war eben an der Zeit, ins Heim zu ziehen, damit sie später niemandem zur Last fällt.

Es ist Freitag, noch sechs Tage bis Heiligabend, Deutschland hat einen Höchstwert und damit einen neuen Tiefpunkt in der Pandemiebekämpfung erreicht: Mehr als 30000 Neuinfektionen, 813 Tote. Das Virus ist bisher nur dumpf an die Glasfassade des Altenheims in Laim gedrungen, bis jetzt hat sich noch kein Bewohner infiziert. In der Eingangshalle döst eine Frau im Ohrensessel, der Stecker der Kaffeemaschine baumelt neben dem Latte-Macchiato-Knopf, der Sauerstoff im Aquarium blubbert. „Bitte nicht füttern“, steht auf der Scheibe. In Zeiten, in denen die Wände dieser Welt mit Masken- und Pandemiehinweisen tapeziert sind, wirkt die Bitte wie ein tröstlicher Gruß aus der Normalität.

Die Politiker diskutieren gerade über die richtige Impfstrategie. „Der Winter wird noch lang“, wird Jens Spahn einen Tag später sagen. In gemusterter Krawatte wird er auf der Pressekonferenz stehen, ein Papier unterschreiben, das vorsieht, zuerst „die über 80-Jährigen“ zu impfen, „die Hochbetagten“, so nennt er sie. Die anderen Bürgerinnen und Bürger bittet er um Geduld.

Frau Murke würde wahrscheinlich abwinken. Aber sie weiß nicht, dass sie von nächster Woche an schon geimpft werden soll. Und dass sie dann vielleicht bald wieder in den Schlosspark darf.

An diesem Freitag kommt Edith Öxler durch die Eingangstür, sie ist Seelsorgerin und in ihren Armen hat sie Weihnachtsgeschenke für Frau Murke und die neunzehn anderen einsamen Senioren. „Weihnachten ist immer, egal ob mit oder ohne Corona, eine tränenfeuchte Zeit. Da sind die Menschen sehr durchlässig. Sie fühlen, dass sie zerbrechlich sind, dass man nichts festhalten kann, sie fühlen die eigene Endlichkeit“, sagt Öxler. Um die Einsamkeit abzufedern, hat sie mit Kollegen Spenden gesammelt. In den zwanzig Tütchen, auf denen ein goldener Elch „Merry Christmas“ ruft, liegen Handcremes, Zahnpasta, Zahnbürsten, Shampoos, Weihnachtsgrüße. Hygienisch unbedenkliche Produkte und wegen der „Biografiearbeit“ nur von bekannten Marken. Denn mit Odol, Nivea und Labello können auch Demenzkranke etwas anfangen.

2000 Euro haben Menschen in Deutschland gespendet, ein Mädchen hat ihre Handynummer verschickt mit dem Satz: „Am Telefon lese ich Ihnen gern die Baumkuchengeschichte vor.“ Und ein Siebenjähriger aus Dresden hat eine Weihnachtskarte gebastelt.

„Wer ist das?“, fragt eine Frau, die mal Ärztin war. Und die alte Griechin will wissen, ob der Labello vom Bürgermeister kommt. Frau Murke liest die Namen der Spender vor, die auf ihrer Geschenkkarte stehen. Sie sagt: „Kenn’ ich gar nicht.“

Die Betreuungsleiterin Daniela Sterler läuft mit den Geschenken durch das Haus, vorbei an den „Biografiewänden“, an Hans Albers, den Beatles, an kleinen Drehorgeln, die den Flohwalzer abspielen, und Liedtexten wie „Im Frühtau zu Berge“, mit deren Hilfe sich die Menschen im Heim erinnern sollen. Vorbei an den neugierigen Blicken der anderen Senioren, die jetzt vor ihren Mischbroten mit Aufschnitt und Essiggurken sitzen und besser nicht sehen sollen, dass ausgewählte Bewohner ein Weihnachtsgeschenk bekommen – und sie nicht.

Daniela Sterler ist 28, und sie ist einer der Menschen, über die das Land gerade viel redet, deren Einsatz von Politikern gelobt wird. Sie muss sich zwei Mal die Woche testen lassen, schiebt Stäbchen in fremde Häuse und Nasen und erklärt jetzt einer Bewohnerin, warum ausgerechnet sie von Wildfremden Zahnpasta geschenkt bekommt. „Die haben einfach an liebe Seniorinnen aus einem Heim gespendet und die haben an Sie gedacht“, sagt sie zu der schwer atmenden Frau im Türrahmen.

Zigarettenqualm dringt aus dem Zimmer, er durchräuchert jede FFP2-Maske. „Ich dachte schon, ihr wollt mich impfen“, sagt die Frau mit schwäbischem Akzent. Früher hatte sie eine Arztpraxis, bis sie depressiv und schließlich hier ins Heim gebracht wurde, so erzählt sie es. Ob es ihre Praxis noch gibt, weiß sie nicht. Sie traut sich nicht nachzufragen.

Der Fernseher läuft, eine ernste Tagesschausprecherin sagt etwas von „verfrühtem Optimismus“. „Haben Sie geraucht?“, fragt Daniela Sterler. „Nein“, sagt die alte Frau, dabei blitzt ein tabakschwarzer Zahn hervor. Hinter ihr steht noch ein Geschenk, das ist eigentlich für die Schwägerin, es liegt seit einem Jahr hier rum. „Ich hab schon wieder

vergessen, was drin ist“, sagt sie mit kehliger Stimme. Die Schwägerin war schon lang nicht mehr da. „Naja, so isch des.“

Eine zierliche Frau im Nachthemd fragt: „Um was geht es denn? Ist Weihnachten heute?“, als Sterler in ihr Zimmer kommt. Ihr Gesicht hat die Strenge und Eleganz einer Ballettlehrerin. Die Tüte mit den Tuben und Flaschen, die sie bekommt, ist zu schwer für ihren schmalen Körper. Sie liegt fast den ganzen Tag im Bett und stöhnt jetzt unter dem Gewicht der Geschenke. An der Wand hängt das Gemälde einer halbnackten Frau im Stil Egon Schieles, Fotos erzählen von schönen Frauen und einer schönen Vergangenheit. Frau Sterler schiebt jetzt erst mal die Schnabeltasse weg und breitet die Geschenke vor ihr aus. Bei der Zahnpasta lächelt die Seniorin zum ersten Mal. Die Körpermilch nimmt sie prüfend in die Hand, wie ein Weinkenner die Flasche eines guten Jahrgangs. Sie sagt anerkennend: „Nivea.“ Dann schaut sie zu Sterler. „Wer hat sich das ausgedacht, so was zu kaufen?“ Sterler sagt die Namen der zwei Spender. „Wer sind die?“, fragt die alte Frau. „Uns unbekannte Menschen“, sagt Sterler. Für die alte Frau ist das in Ordnung, sie tupft sich ein bisschen Labello auf die Lippen, seufzt: „Ah, das ist gut“, dann widmet sie sich wieder ihrem Wurstbrot.

Frau Murke liest jetzt die Karte vor, die ein Schüler mit Füller in sauberer Schreibschrift verfasst hat, die Tüte baumelt an ihrem dünnen Arm. „Der Weihnachtsglanz bestrahlt euch ... mhm.“ Sie liest auch die Namen vor, irritiert schaut sie auf und sagt das Gleiche wie vorhin: „Die kenn' ich gar nicht.“ Daniela Sterler wiederum sagt, was sie jedem sagt: dass sie sie auch nicht kennt, aber dass diese Menschen an sie gedacht haben. Frau Murkes Gesicht sieht jetzt ein wenig zerknittert aus. „Ich wünsch denen das auch. Richten Sie denen das bitte aus!“ Den roten Adventsstern will sie gleich ans Fenster hängen, direkt gegenüber hängt ein geschnitztes Pferd aus Holz, das Geschenk eines alten Liebhabers. Alte Geschichten.

Wer der Liebhaber ist, spielt keine große Rolle mehr. Bei ihr gibt es das nicht, die große Liebe, den einen Hochzeitstag, den einen Beruf, den Wendepunkt. Frau Murke sagt: „Bei mir ist es so. Ich bin verhältnismäßig gut beieinander. Ich habe das erreicht, was ich wollte. Ich bin zufrieden.“

Sie schiebt ihren Rollator zurück zum Abendessen, aus dem Fernseher kommt Schlaaermusik. In einer Woche werden sie da zusammen sitzen, die ohne und die mit Besuch, und einen Gottesdienst auf CD hören. Altenheimgerecht. Keine lange Predigt, dafür viele Lieder, die Weihnachtsgeschichte. Es wird Glühwein und Punsch geben. Und dann wird Frau Murke „Stille Nacht, Heilige Nacht“ singen. Erst dann.

S eit zehn Monaten war Frau Murke nicht mehr draußen. Jeden Tag schiebt sie ihren Rollator durchs Erdgeschoss, den „Stadtpark Pasing“, in den Wohnbereich eins, den „Schlosspark Nymphenburg“.

Sie sah nicht, wie auf dem Gehweg drüben Eltern ihren Kindern den Mundschutz zurechtzupfen, wie sich die Schlangen an den Supermarktkassen bis zum Tiefkühlregal dehnten, wie die Bäume vor dem Schloss Nymphenburg blühten, die Fontänen im Park zu sprudeln begannen, und es Frühling wurde im Jahr 2020. Sie sah nicht, wie die Eisladendispenser, die Münchner ihren Weltwein in der Sonne schwenkten, wie die Cafés wieder schlossen, die Blumen verwelkten, der Brunnen ausgeschaltet wurde, wie auch der Italiener um die Ecke wieder zusperrte und trotzdem eine Lichterkette über die Buchstaben „Ristorante“ wickelte. Das alles zog an Frau Murke vorbei. Sie ist 87 Jahre alt, Risikogruppe. Und sie herauf tobe der Sturm, ausbrechet um sie, die kaum Besuch bekommt, um sie, die als Erstes geimpft werden soll. Frau Murke sagt: „Jetzt gehe ich halt nicht mehr einkaufen“, und wie lange dieses „jetzt“ schon dauert, weiß sie nicht.

Corona-Tests, Hygienekonzepte, und jetzt auch noch die komplizierten Adventsfeiern

Ausflüge machen die Pfleger seit Corona nicht mehr. Und Besuch bekommt sie nur selten. Für Frau Murke hat sich viel leicht um wenigstens verändert während dieser Pandemie. Es gibt kein „vor Corona“ und „nach Corona“ kein, von dem Besucher verbot“ und „nach dem Besucher verbot“. Fast könnte Frau Murke die restliche Welt hier am Rand der Stadt vergessen. Aber die Welt vergisst sie nicht. Na ja, nicht immer. Die Alten- und Pflegeheime sind zum Brennglas der Pandemie geworden. Gerade vor Weihnachten toben die Diskussionen um Besuchsmöglichkeiten. Manche Heime machen wegen der hohen Infektionszahlen komplett dicht. Der Theologe Heinrich Bedford-Strohm warnt vor der Vereinsamung der Alten. Die Münchner Seelsorgerin Edith Öxler sagt: „Die Menschen verkümmern, wenn keine Besucher mehr in die Heime dürfen.“ Die Einrichtungen wiederum schöpfen über zu wenig Unterstützung für die Schnelltest. Die bayerische Gesundheitsministerin Melanie Huml ruft nach Hilfe, alle Pflegefachkräfte, die nicht ohnehin schon arbeiten, sollen sich freiwillig melden. Der deutsche Fachkräftemerk sagt, die gibt es nicht. Die Laimer Heilfürsorgeinstituten Sabina Endler-Navratil bestätigt das, es fehle an Personal für die Hygienekonzepte. Und jetzt kommen noch die komplizierten Adventsfeiern dazu. Und Frau Murke sitzt im Zentrum dieses Corona-Strudels und will vor allem eines nicht: dass vor Heiligabend ihr liebste Weihnachtsspiel gespielt wird. „Stille Nacht ist das Nonplusultra. Das gehört zum 24. Dezember.“

Frau Murke, die eigentlich einen anderen Namen hat, kommt „aus Schlessien, aus Breslau“. Den Vater meldete die Mutter als gefallen, als er nach Kriegsende vermisst blieb. Sie flohen nach „Chemnitz, Karl-Marx-Stadt“, dort lernte sie ihren Mann kennen, und kurz vor dem Mauerbau gingen sie, „wie man so schön sagt“, diese Flucht stellt sie immer vor die Himmeltür, „in den Westen“. Kinder hat sie keine, und da spricht sie immer das „leider“ mit.

Auf Frau Murkes Zeitalter gibt es keinen ersten und keinen zweiten Lockdown. Seit einer unbestimmten Weile geht sie nicht mehr einkaufen. Seit einer unbestimmten Weile tragen die Pflegerinnen und Pfleger diese Masken. Seit einer unbestimmten Weile gibt es da „diese Pandemie“. Frau Murke ist dements, wie etwa zwei Drittel aller Seniorenheimbewohner in Deutschland. Sie fragt, ob das Virus wirklich so gefährlich ist, und sagt dann: „Ja, es drückt schon auf die Stimmung.“

Frau Murke zählt zur „vulnerablen Gruppe, wie die Leute um sie herum gerade ihr hohes Sterblichkeitsrisiko latitudinieren. Sie ist einer der Menschen, der wegen Boris Palmer im Frühling Ärgern bekam, nachdem er gesagt hatte, dass sie „aufgrund ihres Alters und ihrer Vorerkrankungen“ in einem halben Jahr sowieso tot wären. Und diese alte Debatte zündelt sie bischen mit bei der neuesten um die „Trage“. Wieder so ein Wort, wie „Aerosole“ und wie kein anderes drückt es den Schock und die Hilflosigkeit in der Pandemie aus. Auch und gerade in Deutschland, das vom Vorbild zum Krisengebiet wurde. Frau Murke zählt nicht nur zur „vulnerablen Gruppe“. Sie zählt auch zu einer anderen Gruppe, über die kaum jemand redet. Zu dem Drittel der Heimbewohner in München, die kaum mehr Besuch bekommen. Auf den penibel geführten Besucherlisten tauchten viele Seniorinnen und Senioren überhaupt nie auf. Für sie trug niemanden Name, Telefonnummer und Körpertemperatur in eine Liste ein. Für sie organisierte niemand einen Schnelltest, eine FFP2-Maske. Während das Land über Plexiglasscheiben und Besuchzeiten diskutierte, sprach kaum jemand über jene, die das alles nicht brauchen. Im Pflegeheim in Laim sind es zwanzig, zwanzig Menschen, die keinen Besuch bekommen und von dem Sturm das draußen kaum etwas mitkriegen.

Ob Besucher reinließen, ob genug Schnellteste da sind, all das spielt keine Rolle für sie. Sie waren vor der Suche allein. DIZ Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München | Jährliche Vertriebsleistung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

und sie sind es immer noch. Hat sich für sie überhaupt etwas verändert? In einer Zeit, in der die Menschen ständig sich sonst immer damit, von den Lippen abzulesen. Die verschwanden aber hinter den Masken der Pflege, zusammen mit dem Lächeln. Im März mahnte Daniela Sterler, die Betreuungslieferin des Heims, alle Pfleger zum Abstand. 1,5 Meter, wie überall. Aber als sie aus dem Besprechungssaal kam, lief die komplizierte Realität auf sie zu. Eine Seniorin schreit die Arme um sie. „Ich komme ihr nicht sagen, dass ich sie jetzt nicht mehr berühren darf“, sagt Sterler. Wie soll man das erklären, jeden Tag auf Neu? Das mit den Masken, das mit dem Einkaufen. Das mit der Risikogruppe. Für viele Bewohner hier findet das Leben seit Beginn der Pandemie in den drei Hausnummern 367 bis 369 statt. Auch am dritten Advent. Da saß Frau Murke mit neun anderen zusammen bei Punsch und Plätzchen im ersten Stock, die großen Feiern gibt es nicht mehr. Aber Frau Murke durfte singen, und das ist mehr, als viele anderen Altenheimbewohner in Deutschland gerade dürfen. In manchen können die Senioren das „O du fröhliche“ nur noch summen, der Aerosole wegen. In manchen Heimen sitzen die Senioren alleine auf ihren Zimmern, isoliert, weil auf den Fluren das Virus lauert. Das Essen stellen die Pfleger in Schutzanzügen vor sie Tür.

Viele hier sind demotiert, man muss ihnen jeden Tag wieder erklären, dass man sie nicht umarmen darf

Verallgemeinern lässt sich bei Demenzkranken nicht. Eine Studie, die verschiedene Einrichtungen während der Pandemie begleitete, fand genau das bestätigt: Einige Demenzzentren kamen besser mit der Isolation zurecht, die Struktur und Ruhe, die einkehrten, wirkten sich sogar positiv aus. Andere aber litten sehr an dem fehlenden Besuch, an der Abschottung. Der Medizinethiker Jochen Vollmann sagt: „Vieles, was bei der Betreuung von Menschen mit Demenz wichtig ist, in den Armen, Bewegung, Nach-draußen-Gehen, fiel plötzlich weg.“

Während Corona jede Titelseite füllte, die drei Silben durch jeden Smalltalk geistern und das Virus zum Protagonisten des Jahres 2020 wurde, schlicht es auf den Gängen des Laimer Demenzzentrums eher im Hintergrund herum. Was nicht bedeutet, dass es unbemerkt bleibt. „Demenzkranken haben einen siebten Sinn für Gefühle. Wenn jemand Angst hat oder gestresst ist, das Pflegepersonal sich Sorgen macht, spüren sie das“, sagt die Seelsorgerin Edith Öxler, die während des ersten Lockdowns den Senioren nur noch durch die Scheiben winken konnte.

Frau Murke hört schlecht, wie auch einige andere Bewohner im Heim. Sie behalten sich sonst immer damit, von den Lippen abzulesen. Die verschwanden aber hinter den Masken der Pflege, zusammen mit dem Lächeln. Im März mahnte Daniela Sterler, die Betreuungslieferin des Heims, alle Pfleger zum Abstand. 1,5 Meter, wie überall. Aber als sie aus dem Besprechungssaal kam, lief die komplizierte Realität auf sie zu. Eine Seniorin schreit die Arme um sie. „Ich komme ihr nicht sagen, dass ich sie jetzt nicht mehr berühren darf“, sagt Sterler. Wie soll man das erklären, jeden Tag auf Neu? Das mit den Masken, das mit dem Einkaufen. Das mit der Risikogruppe. Für viele Bewohner hier findet das Leben seit Beginn der Pandemie in den drei Hausnummern 367 bis 369 statt. Auch am dritten Advent. Da saß Frau Murke mit neun anderen zusammen bei Punsch und Plätzchen im ersten Stock, die großen Feiern gibt es nicht mehr. Aber Frau Murke durfte singen, und das ist mehr, als viele anderen Altenheimbewohner in Deutschland gerade dürfen. In manchen können die Senioren das „O du fröhliche“ nur noch summen, der Aerosole wegen. In manchen Heimen sitzen die Senioren alleine auf ihren Zimmern, isoliert, weil auf den Fluren das Virus lauert. Das Essen stellen die Pfleger in Schutzanzügen vor sie Tür.

Elf DIN-A4-Zettel kleben an der Glasschleuse des Pflegeheims in Laim. Alle elf warnen, bitten um Verständnis, weisen auf Hygieneregeln hin, erklären, was nicht mehr möglich ist, und auch, warum niemand ohne Anordnung mehr aus dem Heim reinkommt.

Durch die zettelreihen Stellen kann man sehen, wie Frau Murke ihren Rollator an dem dicken Weihnachtssam und den zwei Desinfektionsmittelpendeln vorbeischiebt. Sie hat die Mügel rostraum lackiert, das machen die „Praktikantinnen“ hier so schön. Ihr Äußeres war ihr immer wichtig, vielleicht passt deswegen der goldene Ring an ihrem Finger farblich auch genau zum Brillenrahmen.

Frau Murke kann sich nicht genau an die vergangenen Weihnachtsfeste erinnern, sie weiß nur, dass sie jetzt nicht mehr in die Kaufhäuser geht, die hätten es zu Weihnachten auch immer „recht nett“ gemacht. Sie kann von ihrer alten Wohnung erzählen, von ihrem Beruf als Postsekretärin. Sie kann erzählen, dass sie 1933 geboren ist, und dann rechnet sie kurz nach, „57, 77 – 87 bin ich“. Sie kann erzählen, dass sie noch mindestens 90 Jahre alt werden will, „und dann rede wir weiter“. Wo von sie nicht mehr erzählen kann: vom Schlaganfall. Vom Italienskrieg, in dem sie plötzlich verwirrt war. Vom Notarzt, den die Kursteilnehmer riefen, als sie nicht mehr ansprechbar war. Vom Krankenhausaufenthalt in München, im bayerischen Großstadt hinfier sich 39 von 41 Heimbewohnern infiziert. Etwas ein Viertel aller deutschen Pflegeheime ist von Corona-Ausbrüchen betroffen. In Berlin ist mehr als jeder zweite Corona-Tote ein Pflegeheimbewohner, in Schleswig-Holstein waren es während der vergangenen drei Monate sogar fast 89 Prozent.

Frau Murke kann sich nicht genau an die vergangenen Weihnachtsfeste erinnern, sie weiß nur, dass sie jetzt nicht mehr in die Kaufhäuser geht, die hätten es zu Weihnachten auch immer „recht nett“ gemacht. Sie kann von ihrer alten Wohnung erzählen, von ihrem Beruf als Postsekretärin. Sie kann erzählen, dass sie 1933 geboren ist, und dann rechnet sie kurz nach, „57, 77 – 87 bin ich“. Sie kann erzählen, dass sie noch mindestens 90 Jahre alt werden will, „und dann rede wir weiter“. Wo von sie nicht mehr erzählen kann: vom Schlaganfall. Vom Italienskrieg, in dem sie plötzlich verwirrt war. Vom Notarzt, den die Kursteilnehmer riefen, als sie nicht mehr ansprechbar war. Vom Krankenhausaufenthalt in München, im bayerischen Großstadt hinfier sich 39 von 41 Heimbewohnern infiziert. Etwas ein Viertel aller deutschen Pflegeheime ist von Corona-Ausbrüchen betroffen. In Berlin ist mehr als jeder zweite Corona-Tote ein Pflegeheimbewohner, in Schleswig-Holstein waren es während der vergangenen drei Monate sogar fast 89 Prozent.

Elf DIN-A4-Zettel kleben an der Glasschleuse des Pflegeheims in Laim. Alle elf warnen, bitten um Verständnis, weisen auf Hygieneregeln hin, erklären, was nicht mehr möglich ist, und auch, warum niemand ohne Anordnung mehr aus dem Heim reinkommt. Durch die zettelreihen Stellen kann man sehen, wie Frau Murke ihren Rollator an dem dicken Weihnachtssam und den zwei Desinfektionsmittelpendeln vorbeischiebt. Sie hat die Mügel rostraum lackiert, das machen die „Praktikantinnen“ hier so schön. Ihr Äußeres war ihr immer wichtig, vielleicht passt deswegen der goldene Ring an ihrem Finger farblich auch genau zum Brillenrahmen.

Es gibt Cremes, Shampoo, Grüße. Ob der Labello vom Bürgermeister kommt, will eine wissen

Frau Murke würde wahrscheinlich abwinkeln. Aber sie weiß nicht, dass sie von nächster Woche an schon geimpft werden soll. Und das sie dann vielleicht bald wieder in den Schlosspark wird. An diesem Freitag kommt Edith Öxler durch die Eingangstür, sie ist Seelsorgerin und in ihren Armen hat sie Weihnachtsgeschenke für Frau Murke und die neunzig anderen einsamen Seniorinnen. „Weihnachten ist immer egal ob mit oder ohne Corona, eine trübselige Zeit. Da sind die Menschen sehr durchlässig. Sie fühlen,

das sie zerbrechlich sind, dass man nichts festhalten kann, sie fühlen die eigene Endlichkeit“, sagt Öxler. Um die Einsamkeit abzufedern, hat sie mit Kollegen Spenden gesammelt. In den zwanzig Tüchchen, auf denen ein goldener Zieh „Merry Christmas“ ruft, liegen Handcremes, Zahnpasta, Zahnbürsten, Shampoos. Weihnachtsgroße Hygienisch unbedenkliche Produkte und wegen der „Biografarbeiteil“ nur von bekannten Marken. Denn mit Odol, Nivea und Labello können auch Demenzzentren etwas anfangen.

2000 Euro haben Menschen in Deutschland gespendet, ein Mädchen hat ihre Handynummer verschickt mit dem Satz: „Am Telefon lese ich Ihnen gern die Baumkuchengeschichte vor.“ Und ein Siebenjähriger aus Dresden hat eine Weihnachtskarte gebastelt.

„Wer ist das?“, fragt eine Frau, die mal Ärztin war. Und die alle Griechisch will wissen, ob der Labello vom Bürgermeister kommt. Frau Murke liest die Namen der Spender vor, die auf ihrer Geschenkkarte stehen. Sie sagt: „Kenn’ ich gar nicht.“ Die Betreuungslieferin Daniela Sterler läuft mit den Geschenken durch das Haus, vorbei an den „Biografewänden“, an Hans Albers, den Beatles, an kleinen Drehorgeln, die den Flohwalzer abspielen, und Liedtexten wie „Im Frühtau zu Berge“, mit derer Hilfe sich die Menschen im Heim erinnern sollen. Vorbei an den neugierigen Blicken der anderen Seniorinnen, die jetzt vor ihren Mischbroten mit Aufschnitt und Essiggurken sitzen und besser nicht sehen sollen, dass ausgewählte Bewohner ein Weihnachtsgeschenk bekommen – und sie nicht.

Daniela Sterler ist 28, und sie ist einer der Menschen, über die das Land gerade viel redet, deren Einsatz von Politikern gelobt wird. Sie muss sich zweimal die Woche testen lassen, schiebt Stäbchen in fremde Hälse und Nasen und erklärt jetzt einer Bewohnerin, warum ausgerechnet sie von Wildfrüchten Zahnpaste geschenkt bekommt. „Die haben einfach an liebe Seniorinnen aus einem Heim gespendet und die haben in Sie gedacht“, sagt sie zu der schwer atmenden Frau im Türhaken.

„Ich dachte schon, ihr wollt mich impfen“, sagt die Frau im Türhaken mit kehliger Stimme. Zigarettenrauch dringt aus dem Zimmer, er durchdrückt jede FFP2-Maske. „Ich dachte schon, ihr wollt mich impfen“, sagt die Frau mit schwäbischem Akzent. Früher hatte sie eine Arztpraxis, bis sie depressiv und schließlich hier ins Heim gebracht wurde, so erzählt sie es. Ob es ihre Praxis noch gibt, weiß sie nicht. Sie traut sich nicht nachzuforschen.

Der Fernseher läuft, eine ernste „Tagesschau“-Sprecherin sagt etwas von „verfrühtem Optimismus“. „Haben Sie gemacht?“, fragt Daniela Sterler. „Nein“, sagt die alte Frau, dabei blitzt ein tabakschwarzer Zahn hervor. Hinter ihr steht noch ein Geschenk, das ist eigentlich für die Schwägerin. „Lieg’ sie einem Jahr hier runter.“ „Ich hab schon wieder vergessen, was drin ist“, sagt sie mit kehliger Stimme. Die Schwägerin war schon lang nicht mehr da. „Na ja, so lach des.“

Eine zierliche Frau im Nachthemd fragt „Um was geht es denn? Ist Weihnachten heute?“, als Sterler in ihr Zimmer kommt. Ihr Gesicht hat die Stränge und Einprägungen der Ballettlehrerin. Die Tüte mit den Tüben und Flaschen, die sie bekommt, ist zu schwer für ihren schmalen Körper. Sie liegt fast den ganzen Tag im Bett und stöhnt jetzt unter dem Gewicht der Geschenke. An der Wand hängt das Gemälde einer halb nackten Frau im Stil Egon Schieles. Fotos erzählen von schönen Frauen und einer schönen Vergangenheit. Frau Sterler schiebt jetzt erst mal die Geschenke weg und breitet die Geschenke vor ihr aus. Bei der Zahnpasta lächelt die Seniorin zum ersten Mal. Die Körperlichkeit nimmt sie prüfend in die Hand, wie ein Weinkenner die Flasche eines guten Jahrgangs. Sie sagt aberleidendes „Wow! Das schaut sie zu stark.“ „Wer hat sich das ausgesucht, so was zu kaufen?“ Sterler sagt die Namen der zwei Spender. „Wer sind die?“, fragt die alte Frau. „Uns unbekannt Menschen“, sagt Sterler. Für die alte Frau ist das in Ordnung, sie tipft sich ein bisschen Labello auf die Lippen, seufzt: „Ah, das ist gut“, dann winnet sie sich wieder ihrem Wunsch. Frau Murke liest jetzt die Karte vor, die ein Schüler mit Füller in sauberer Schreibrift verfasst hat. „Die Tüte baumelt an ihrem dünnen Arm.“ Der Weihnachtsgalgen bestrahlt euch – mh-m. Sie liest auch die Namen vor, irritiert schaut sie auf und sagt das gleiche wie vorher. „Die kenn’ ich gar nicht.“ Daniela Sterler wieder fragt, was sie jedem sagt, dass sie sie auch nicht kennt, aber dass diese Menschen an sie gedacht haben. Frau Murkes Gesicht sieht jetzt ein wenig zerkratzt aus. „Ich wünscht denen das auch. Richten Sie denen das bitte aus!“ Den roten Adventsimerk will sie gleich aus Fenster hängen, direkt gegenüber hängt ein geschmücktes Pferd aus einem Weihnachtsort. Frau Murke liest jetzt die Karte vor, die ein Schüler mit Füller in sauberer Schreibrift verfasst hat. „Die Tüte baumelt an ihrem dünnen Arm.“ Der Weihnachtsgalgen bestrahlt euch – mh-m. Sie liest auch die Namen vor, irritiert schaut sie auf und sagt das gleiche wie vorher. „Die kenn’ ich gar nicht.“ Daniela Sterler wieder fragt, was sie jedem sagt, dass sie sie auch nicht kennt, aber dass diese Menschen an sie gedacht haben. Frau Murkes Gesicht sieht jetzt ein wenig zerkratzt aus. „Ich wünscht denen das auch. Richten Sie denen das bitte aus!“ Den roten Adventsimerk will sie gleich aus Fenster hängen, direkt gegenüber hängt ein geschmücktes Pferd aus einem Weihnachtsort. Alte Geschichten. Wer der Liehaber ist, spielt keine große Rolle mehr. Bei ihr gibt es das nicht, die große Liebe, den einen Hochzeitstag, den einen Beruf, den Wendepunkt. Frau Murke sagt: „Bei mir ist es so. Ich bin verhältnismäßig gut beieinander. Ich habe das erreicht, das Geschick eines alten Liebhabers. Alte Geschichten.“

Wer der Liehaber ist, spielt keine große Rolle mehr. Bei ihr gibt es das nicht, die große Liebe, den einen Hochzeitstag, den einen Beruf, den Wendepunkt. Frau Murke sagt: „Bei mir ist es so. Ich bin verhältnismäßig gut beieinander. Ich habe das erreicht, das Geschick eines alten Liebhabers. Alte Geschichten.“



TECHNOLOGIE/STEFAN DIMITROV